



Auch die Potsdamer Künstlerin Lou Hoyer ist in der Schau im Getreidesilo dabei. Sie verknüpft biblische Motive mit der Frage nach Ressourcen.

Wem gehört die Welt? Im Kornsilos Rehbrücke wird wieder Kunst gezeigt

Von Lena Schneider

Rot und Blau und Gelb tanzen ineinander, etwas Weiß grätscht dazwischen. Neun mal zehn Meter groß ist die Leinwand, auf der diese Farben sich austoben, angebracht an prominenter Stelle. Dreißig Meter hoch ist der Kornspeicher in Rehbrücke. Der abblätternde Putz seiner Fassade ist seit einigen Tagen mit der großformatigen Arbeit von Martin Gnadt und Oliver Johannsen bedeckt. Kunst!, ruft die Fassade über die Gleise hin Richtung Wohngebiet. Kunst!, auch zur Regionalbahn, die hier im Halbstundentakt nach Berlin vorbeifährt. Der Speicher streckt seine Fühler in viele Richtungen aus.

Zum zweiten Mal schon wird das Industriedenkmal zum Ort für künstlerischen Austausch. Nach dem Auftakt im vergangenen Jahr ist diesmal das Miteinander selbst Thema: Kollektivität. Den Impuls dafür gab die Documenta 15 im Jahr 2022. Nicht wegen der skandalumwitterten Antisemitismusvorwürfe, für die die Documenta

ANZEIGE

**DAS KIDS-QUIZ
UM 7.10 UHR.**

**MITRATEN UND
GEWINNEN!**

**JEDEN MORGEN
BEI DEN
WACHERMACHERN
VON**

**RADIO
POTSDAM**

in Erinnerung bleiben wird. Sondern wegen des Ansatzes, für den die kritisierte Kurator:innengruppe Ruangrupa stand: eine kooperative und interdisziplinäre Plattform zu schaffen. Auf der Documenta war das Lumbung-Prinzip Vorbild: eine indonesische Reisscheune. Ein Ort, an dem Getreide verwahrt wird, sollte zum Ort des Nachdenkens werden. Über Kunst, aber auch über Ressourcen.

Ein Betongigant von 1961

Was in Kassel die Reisscheune war, ist in Rehbrücke das Getreidesilo. Die initiiierende Gruppe heißt hier artifact e.V., kuratiert haben Jenny Alten, Udo Koloska und Phillip Langer. Der hiesige Betongigant war 1961 als Inbegriff einer ganz anderen Vorstellung von Kollektiv erbaut worden. Als Mono-Funktions-Gebäude des VEB Fortschritt, für die kollektive Lagerung von Saatgut. Roggen vor allem. Dreißig Jahre wurde kollektiv gelagert, dann kam die Wende, 1993 war Schluss. Seitdem steht das Silo leer.

Die Frage, um die es der Ausstellung im Kern geht, ist keine Kleinigkeit: Wem gehört die Welt? Udo Koloska hat die Geschichte des Hauses recherchiert und mit einem Nachdenken über die heutige Agrarlobby verknüpft. Saatgut wird weltweit im Wesentlichen von einer Handvoll Firmen verkauft, hat er herausgefunden: ein unglaubliches Monopol in den Händen von sehr wenigen, die daran sehr gut verdienen.

Wer da nicht mitmachen will, muss sich Saat über eine Open-source-Lizenzierung besorgen: Die soll gewährleisten, dass Korn eine gemeinschaftliche Ressource bleibt. Mit solchem Korn hat Udo Koloska gearbeitet. Wie schnell so eine gemeinschaftliche Initiative wachsen kann, wie angreifbar die Schätze der Natur auf einem Boden aus Beton aussieht, macht er haptisch greifbar: Auf einigen Kilogramm Ackerboden hat er im Getreidesilo selbst Roggen ausgesät. Wenige Tage alt, schon einige Zentimeter hoch.

Das Team um den Verein Artifact ist angetreten, um die Kraft zu zeigen, die im Begriff des Kollektiven steckt. Um potenziell weniger erquickliche Nebenerscheinungen wie Gemeinschaftsdruck oder Gleichmacherei geht es hier weniger. Schon eher um die Schwierigkeit, so etwas wie Kollektivität überhaupt zu erreichen. Der Künstler Marcus Große schreibt im Katalog: „Ich finde das Wort *Kollektiv* ambivalent - anachronistisch und gleichzeitig modisch bemüht.“

Landschaft als Behauptung?

Gewöhnlich gebrauche er „in eine Unterhaltung über den real existierenden Sozialismus oder den zeitgenössischen Kunstbetrieb“ gerate. Im Speicher von Große zu sehen: Erinnerungen an Erlebnisse mit einer Wandergruppe, mit der er seit vielen Jahren unterwegs ist. Fotos von Landschaften, auch Selfies. Rührende, auch komische Versuche, Gemeinschaft zu erzeugen oder abzubilden, sind das. Darunter auch ein Berg, den Goethe einst bestieg, ein Stück Natur, das dadurch Weltruhm errang. „Landschaft ist eine Behauptung“, schreibt Marcus Große, „eine kollektive Übereinkunft.“

Gezeigt wird auch, was für disparate Fantasiegestalten ein Kollektiv erstellt, wenn es ohne Absprachen arbeitet: Die von Cécile Wesolowski inspirierte Kollaboration „Cadavre exquis“ sind Gemeinschaftswerke. Entstanden durch verschiedene Künstler:innen, die jeweils nur Ausschnitte aus der Arbeit der anderen kanten. Eine Art Dialog ins Blaue hinein, der erst auf dem Papier Sinn ergibt - oder eben nicht. Mal sehen die so entstandenen Bilder wie Monster aus, mal wie ausgefeilte Bildkompositionen.

1800 Quadratmeter Fläche auf fünf Etagen werden hier bespielt. Der Speicher erweist sich einmal mehr als kolossaler, beeindruckende Spielplatz für die Kunst. Womöglich zum letzten Mal. „Wir spüren, wie sehr das an den Kräften zehrt“, sagt Udo Koloska. Und gleichzeitig merkt er, dass er eigentlich etwas anderes sucht als diese doch etwas großwahnsinnige Auseinandersetzung mit einem Giganten aus Beton. Eigentlich, sagt Udo Koloska, träumt er von einem Ort, an dem man wirklich dauerhaft arbeiten kann. Im Kollektiv.

Politischer Jazz Neues Album von Der singende Tresen

Gleich in den ersten Takten begegnet man dem sonoren Brummen, dessen faszinierend unterschwelligem Klang man im Laufe des Albums vollends erliegen wird: der Bassklarinetten von Thorsten Müller. Diese seltsame Riesenklarinetten wird den Singenden Tresen wie ein guter Geist durch ein ganzes Album begleiten. „Alles was der Fall ist“, das nunmehr sechste Studioalbum des 2001 gegründeten Quintetts aus Berlin um Sängerin und Autorin Manja Präkels, wurde soeben veröffentlicht. Am Donnerstag gab es das Record-Release-Konzert im „Haus zwei“ im Potsdamer Freiland dazu.

Es ist ein ungewöhnlich tiefes Album geworden: „Eine Platte ist eigentlich eine Momentaufnahme, so haben wir es immer gehalten“, sagt Komponistin und Lyrikerin Manja Präkels, die man als den Kopf der Band bezeichnen muss. „Nun haben wir eine Pandemie, wir haben Krieg - und eine neue Platte.“ Und ja, die kommt gewaltig: „Ich rede wie die Irren reden“, raunt Präkels fast wie olle Hilde Knief im Opener „Hört weg!“, ein Text der ostwestdeutschen Lyrikerin Christa Reinig. Die Interpretation fremder Texte ist Teil des Oeuvres der Band. Der Hausgeist Erich Mühsam findet sich dieses Mal jedoch nicht auf dem Album, wohl aber Wolfgang Borchert. „Ich habe festgestellt, dass mich dessen Bücher lange verfolgt haben“, so die Sängerin.

Das Gros der Lyrik stammt von Präkels selbst. Im Titelsong „Alles was der Fall ist“ wabert ein mono-



Manja Präkels und ihre Band Der Singende Tresen.

toner Synthesizer zur Stimme, das Stück könnte in seinem reduzierten, trio-minimalistischem Duktus auch auf einem NDW-Album zu finden sein, wenn der Text nicht so gewichtig wäre. Auch bei „Woandershin“: Langsam mäandert sich der jazzige Klang um die Stimme: „Fremde, wenn du kannst, dann fahr woandershin. Oder nimm mich mit.“ Und dann gibt es wieder Krautrock-Hommages wie in „Zombies“, das sich immer wieder von choralen Dissonanzen einrahmen lässt. Da sind die Jazz-Elemente gänzlich ausgeklammert.

Genau davon lebt die Band: Es gibt wiederkehrende Elemente wie die Bassklarinetten von Thorsten Müller oder das federleicht-treibende Schlagzeug von Johannes Metzger, aber kein Song kann mit einem anderen verwechselt werden. Und es ist die Haltung, die auf poetischer Ebene den Anker der Band darstellt. Jazz ist eben immer auch politisch. Ein ergreifendes Album, das man nicht überhören kann. *Oliver Köhler*